

# Soziale Vorurteile

Zur Begegnung von Sozialpsychologie und Soziologie

Von

Werner Ziegenfuß · Bonn

**Inhaltsverzeichnis:** Ein typischer Fall S. 1 — Zweck der Untersuchung S. 7 — Problem der Kausalität und der Kategorien S. 11 — „Gruppe“ S. 12 — Forschungsebene S. 14 — Aktuelle Situation S. 16 — „ingroup“ und „outgroup“ S. 18 — Soziologische Deutung S. 21 — Rolle des Puritanismus S. 23 — Forschungsergebnisse aus den USA S. 25 — Ein europäisches Dokument S. 26.

Es sind wenig mehr als zehn Jahre, daß die Soziologie in diesem Land sich wieder auf ihre eigenen Probleme und Aufgaben und auf ihre Forschungsgegenstände besinnen und konzentrieren kann. Daß eine Überfülle an Forschungen anderer Länder erst allmählich verarbeitet und fruchtbar gemacht werden können, ist unvermeidlich. Dabei könnte es scheinen, als sei in dieser Hinsicht, beispielsweise aus den USA, nicht allein ein außerordentlicher Reichtum an Forschungsergebnissen zu übernehmen, sondern als sei von dorthier auch eine so grundsätzlich neue Einstellung der methodischen Formen des wissenschaftlichen Denkens und der Untersuchungsweise schlechtweg nur zu lernen, daß alles, was bislang in diesem Lande vorwiegend, wenn auch keineswegs ausschließlich, aus der philosophischen Tradition heraus als Soziologie entwickelt worden ist, nahezu überflüssig geworden wäre. Indessen wird dies weder die Auffassung der Gelehrten in den USA sein, die vielmehr sich gerade auch der europäischen, mehr auf das Grundsätzliche gerichteten Soziologie durchaus nicht verschlossen zeigen, noch dürfte es die Meinung der Gelehrten dieses Landes sein, die es sich zu einer ihrer Aufgaben gemacht haben, nicht nur die Ergebnisse amerikanischer Untersuchungen hierher zu vermitteln, sondern auch die Denkweisen, aus denen sie stammen, in diesem Land lebendig und nutzbar werden zu lassen. Wenn man diese Gegenwart betrachtet, so kann man im allgemeinen wohl sagen, daß hier sonst weniger die Vorzüge, wohl aber mit unangemessener Energie gewisse Einseitigkeiten anderer Länder bislang übernommen worden sind. Das dürfte, bei aller Berücksichtigung der Verschiedenheiten in allzuvieler Hinsicht, für beide Teile dieses Landes gelten.

Zu den unvergleichlichen Vorzügen und den zu allen großen Hoffnungen berechtigenden Eigenarten der amerikanischen Denkweise und Lebenshaltung im Zusammenleben gehört eine Vorurteilslosigkeit in der zwischenmenschlichen Begegnung, eine Fähigkeit, den anderen so gelten zu lassen, wie er ist und den Mitmenschen grundsätzlich weder für Besseres, noch für Geringeres zu halten, als man selbst zu sein glaubt. Diese Grundhaltung dürfte in gewissem Maße den angelsächsischen Völkern — und den Norddeutschen — überhaupt gemeinsam sein. Es ist also, anders gesagt, eine grundsätzliche Vorbehaltlosigkeit in der Begegnung und in der Einstellung auf den Mitmenschen. Daß gerade hier einiges zu lernen wäre, und daß gerade in dieser Hinsicht für die Aufgaben einer Erziehung nach dem Zusammenbruch mehr noch als sonst, zu tun gewesen wäre, aber nicht geschafft worden ist, braucht kaum bewiesen zu werden. Das vorurteilsvolle Denken, die Neigung, den Mitmenschen nicht zuerst als das zu sehen, was er ist und was zu sein er sich ehrlich bemüht, sondern ihn von vornherein in schematischen Vorstellungen aufzufassen und ihn von daher wertend zu beurteilen, hat in der Zeit des Adolf Hitler Orgien gefeiert, und ohne diese Neigung, die dieser Demagoge, aus eigenem Naturell wie aus Prinzip und Taktik, bis zum äußersten auszunützen verstanden hatte, wäre es unmöglich gewesen, ein Gesellschaftssystem, wie es hieß: „weltanschaulich“ auf nichts anderem zu begründen, als auf einigen zur Grundauffassung, zur Generaldeutung des gesamten geschichtlichen und gesellschaftlichen Daseins erhobenen sozial negativen Bewertungen einer sogenannten Rasse, der demokratischen Politik und bestimmter Menschentypen. Wollte man dieses Phänomen wirklich zu verstehen suchen, so müßte man die ganze Misere der kleinbürgerlichen Mentalität analysieren, die in ihrer eigenen Unsicherheit an der traditionellen Gestalt der bürgerlichen Welt mit ihren geistigen und politischen Grundlagen keinen rechten Halt mehr hatte, und die nunmehr in der negativen Reaktion auf alle, in das zum Klischee veräußerlichte Gesellschaftsbild nicht hineinpassenden Personen sich das geistige Korsett zu schaffen suchen mußte, das ihr ein Rückgrat ersetzen sollte. Es war schließlich ein unseliger Zufall, daß dieser Hitler die Wahnvorstellungen des Antisemitismus aus seiner privaten Vergangenheit inmitten des Milieus seiner Jugend mitbrachte und nun in „den Juden“ die Menschen an den Pranger stellte, denen gegenüber sich die innerlich Gescheiterten der Gesellschaft — und das konnten äußerlich durchaus „wohl Situierte“ oder sogar gerade diese sein — endlich wieder als eine Art von „Elite“ vorkommen konnten. Diese Möglichkeit zu liefern, ist ohne Frage eines der sozialpsychischen Zweckmotive, denen der Antisemitismus seine so außerordentlich weitreichende Wirkung verdankt. Gerade weil realistisch durchaus kein irgend faßlicher Grund für eine solche Haltung zu finden sein konnte und kann, weil diese Mentalität sich in völlig

irrealistischen Denkweisen bewegt, deshalb konnte das zur sogenannten Weltanschauung ausgeweitete Vorurteil gegen „den Juden“ solche Macht gewinnen. Es ist auch nicht zufällig, daß es der Balte Rosenberg, ein geistig nicht erfolgreicher Skribent, wie Goebbels, und auch sonst durchweg innerlich, an den geltenden und von ihnen selbst insgeheim für geltend gehaltenen Maßstäben gemessen, wertlose Figuren waren, die sich überall als Vorkämpfer dieser gemeinsten Parodie eines Kreuzzuges nur allzugern bereitgefunden haben. Die kümmerlichsten Formen des geistig mittelmäßigen Kleinbürgertums haben ohne Frage den Haupttroß gestellt, dabei wahrscheinlich, der eigenen Natur nach, noch ohne sich allzusehr einzusetzen, aber gewiß nicht das freie Bürgertum, etwa der Hansestädte oder der Weltstadt Berlin. Aber dazu sind doch auch alle die gekommen, die den Sinn und den Wert der wirklichen Religion nicht mehr verstanden und vor allem zu bequem waren, um ihren Forderungen zu folgen, die aber doch irgendeinen Ersatz brauchten, um sich über das, was sie „Masse“ zu nennen gewohnt waren, zu erheben, deren Intelligenz jedoch auch nicht ausreichte, um das Kulturleben der europäischen Geistigkeit, die es in der Weimarer Zeit auch in diesem Lande gab, mitleben zu können. Selbst wenn derartige Persönlichkeiten sich dann auch wieder zu schade dafür waren, um die doch etwas plumpen Parolen eines hergelaufenen Demagogen sich zu eigen zu machen, es mochte doch „etwas daran“ sein, und für „das Volk“ war eine solche sogenannte Weltanschauung immerhin gar nicht so schlecht, wenn sie in einer künstlichen Parteihierarchie einen Ersatz für eine Rangordnung schuf, die aus innerlich fundierten Wertüberzeugungen heraus nicht mehr zustandegebracht werden konnte. Es war alles so außerordentlich bequem, geistig wie politisch. Die Urteilsfähigkeit war gering. Das Denken anzustrengen, war, nachdem in der Zeit seines Aufstiegs eine Oberschicht des Bürgertums dies proklamiert hatte, doch reichlich viel verlangt. An Stelle der Urteilsfähigkeit war ein simples „Glauben“ an ein Vorurteil eine wesentlich leichter zu mobilisierende Seelentätigkeit. Nachdem es dank dem Versagen der damaligen obersten Staatsführung mit ihrem formalisierten und innerlich nicht fundierten politischen Denken gelungen war, den Demagogen als Regierungschef zu legalisieren, konnten die letzten Hemmungen mit dem Hinweis auf staatsbürgerliche und militärische „Pflichten“ leicht beschwichtigt werden. Dem Siegeszug eines grauenhaft dummen Vorurteils war keine Grenze mehr gesetzt. In der Labilität der soziologisch-geistigen Struktur eines Volkes, dessen Bürgertum immer wieder in seinen wirklich wertvollen und einstmals mit gutem Grund führenden Schichten deposediert und, nicht zuletzt durch den Schematismus der Stimmzählendemokratie, entmachtet worden war, sowie in der seit vielen Jahrzehnten geistig weithin amorphen und haltlosen, darüber hinaus natürlich in der Menge, wie überall, nicht übermäßig

mit Intelligenz — außerhalb der Zweckrationalität im Berufsdanken und im Geschäft — begabten Sozialpsyche, in alledem liegen einige der entscheidenden Gründe für jenes Phänomen, das diesem Land mit Recht eine längere Zeit hindurch die Verachtung der zivilisierten Welt eingetragen hat, ziemlich spät zwar größtenteils, aber bei den Kulturmenschen desto nachhaltiger.

Diese Bemerkungen werden nicht gemacht, um etwas, das dem denkenden Betrachter ohnedies überall längst klar sein muß, als neue Erkenntnis vorzutragen, sondern weil es bedacht werden muß, um zu vermeiden, daß diesem Volk, „den Deutschen“ als solchen also, eine besondere Neigung zum Antisemitismus zugehört wird. Das wäre ein Vorurteil von genau der gleichen Struktur, wie jenes, das man kritisch mit Recht beanstandet. Nur indem man weiterhin die Zusammenhänge sieht, aus denen heraus jene grauenhafte Katastrophe in der deutschen Kultur und Sozialwelt — unter anderem — zu verstehen ist, kann man den rechten Blick dafür gewinnen, daß die innere Situation noch längst nicht so bereinigt ist, wie es nunmehr der Fall sein müßte, wenn man glauben dürfte, daß eine extreme Katastrophe des gesamten Schicksals dieser Nation und eine zumindest für eine Zeitlang zurückgekehrte geistige Selbstbesinnung ausreichend wirksam geworden wären. Die Grunddisposition, die angedeutet wurde, ist inzwischen insofern weniger deutlich, als das Geltungsbedürfnis sich so sehr vorwiegend von äußerem Besitz und Erwerbserfolgen her befriedigt, daß manche jener sozial negativen Motive, die der Demagoge für sein manisches Vorurteilsdenken hatte mobilisieren können, sich bislang noch nicht sehr wieder haben regen können. Indessen fragt es sich, ob nicht ein innerer Leerraum im Sozialbewußtsein geblieben ist, der doch eines Tages wieder empfunden werden könnte und der dann — vielleicht nicht jenes, aber andere — Vorurteile braucht, um einen Ersatz dafür zu finden, daß man aus eigenen positiven und gestaltgebenden Wertmotiven und Sinndeutungen der gesellschaftlichen Existenz jene Rangordnung nicht entwickeln kann, innerhalb deren jeder seinen Platz findet und in deren Stufung man sich auch, wie es nun einmal das Bedürfnis der durchschnittlichen Natur ist, für etwas Besonderes halten kann. Gegenwärtig ist in weitem Maße der Besitz der „höheren“ Autoklasse, des Autos statt des Motorrades usw. an die Stelle des möglichen Bewußtseins getreten, einer besseren „Rasse“ anzugehören. Dergleichen Motivationen sättigen sich aber einmal. Das Bedürfnis bleibt. Nachdem der Hof der Monarchen nicht mehr dem bürgerlichen Selbstbewußtsein einen Mittelpunkt der Wertorientierung und des Rangbewußtseins gibt — womit eine durchaus demokratische Lebensgesinnung zwanglos zu vereinbaren ist, wie die erhalten gebliebenen Monarchien zeigen — ist etwas offen, das auf die Dauer nach einer Erfüllung verlangt. Hier liegt im ganzen

die Gefahr begründet, daß wieder Vorurteile zu weltanschaulich aufgeputztem geistigem Ersatz werden und zu sozialpsychischer Wirksamkeit gelangen könnten. Eine latente Bereitschaft in dieser Hinsicht dürfte vielleicht doch mehr bestehen, als dies allgemein bewußt ist. Gegen sie können Wertüberzeugungen und Kulturgesinnung nicht mit der Aussicht auf Erfolg aktiviert werden. Sie erreichen nicht jene kulturell und geistig gerade nicht ausreichend qualifizierten Schichten — die weder ökonomisch noch sonstwie nur Mittelschichten sind —, in denen der Mangel an auch sozial und ethisch verbindlichen Überzeugungen und der Wunsch nach Rang und Geltung gleichermaßen, wenn auch vielleicht nicht vollkommen bewußt, danach drängen, daß zumindest irgendwelche Personen als minderwertig angesehen werden können, wenn es schon nicht möglich ist, ein eigenes positives Wertbewußtsein auch in einer sozialen Rangordnung zu Geltung zu bringen und von ihm her der Person wieder den angemessenen Platz zu geben.

Es drängt schon da und dort durchaus in diese Richtung. Man ist satt, und man hat sein Auto und sein Häuschen. Aber was ist man denn nun darüber hinaus in seiner sozialen Geltung? Als Deutscher gehört man einem Volk an, das sich zwar wirtschaftlich wieder gewaltig herausgemacht hat. Dieses genießt auch wieder politisches Ansehen. An die Tatsache, die die polnische Nation jahrhundertlang nicht hat zur Ruhe kommen lassen und die die besten Geister dieses stolzen Volkes immer wieder auf das tiefste beunruhigt hat, an die Zerrissenheit der eigenen Nation, denkt man gewiß. Aber was kann man tun in einer Epoche, in der mehr als je nackte Gewalt regiert und einige nicht nur sich gegenseitig, sondern die zivilisierte Welt überhaupt unter die Drohung einer vollkommenen Vernichtung gestellt haben? Die Zerfallenheit der Kultur mit sich selbst, die Krise des Selbstbewußtseins und das Fehlen der innerlich fundierten Rangordnung in der eigenen gesellschaftlich-sozialen Lebenswirklichkeit ist es, die irgendwo anders einen Gegner suchen läßt, an dem man seine negativ-sozialen Affekte zum Ausdruck und zur Geltung bringen kann. Kürzlich hat der bekannte amerikanische Publizist Lippmann einen „Antiamerikanismus“ als weithin zu beobachtendes Phänomen hingestellt. Man darf wohl sagen, daß dieses Phänomen, wenn es besteht, mit den USA und mit den Amerikanern nichts zu tun hat. Es beruht auch nicht auf einer Kenntnis dieser Weltmacht und ihrer Angehörigen. Vielmehr ist es eher darauf zurückzuführen, daß man eine wirkliche Kenntnis eben nicht hat und oft gar nicht haben will. Hat man denn „die Juden“ gekannt, als man antisemitisch wurde? Kennt man denn „die Neger“, wenn man sich gegen sie eingenommen meint? Man könnte es gar nicht, selbst wenn man — was in der Mehrzahl der Fälle nicht zutrifft — die intellektuelle Fähigkeit und die Bereitschaft dazu mitbringen würde. Eine wichtige Funktion derartiger Vorurteile be-

steht darin, daß Pseudogruppen für das Bewußtsein konstruiert werden, die durch alle Stufen der menschlichen Wertgeltung hindurchreichen und die somit jedermann auf seinem geistigen, persönlichen und „gesellschaftlichen“ Niveau die Möglichkeit geben, „dagegen“ zu sein. So erklärt es sich auch, daß manch einer wohl bereit war, zu sagen, er kenne freilich Juden, die er als „hoch anständig“ beurteile — in seinem Bekanntenkreis — „aber die anderen . . .“ Es ist ohne Frage eine Gefahr der provozierten „Meinungs“-Bildung, die Urteilsfähigkeit eines jeden zu überansprechen. Die ganz allgemein vorhandene Neigung, etwas „Höheres“ anzuhimmeln, wird zwar aufgefangen und ersatzbefriedigt durch die Illustrierten und den Film mit ihrem Prominenzkitsch. Aber ebenso besteht, wie der Mensch nun einmal ist, oft auch die Neigung, sich selbst auf Kosten anderer für besser zu halten. Dem Dogma von der Gleichwertigkeit aller Menschen an sich steht hier rein faktisch in der allzumenschlichen Wesensart ein unüberwindliches Hemmnis entgegen. Und hier erfüllen Pseudogegenstände, wie „der Neger“ usw., einen Zweck für eine Aufgabe, die in einer formlosen Sozietät nicht anders bewältigt werden kann. Gibt es — bei aller Demokratie im Lebensstil und im Wahlsystem — eine wenn auch nur oberflächlich bekannte Rangordnung, dann kann die einzelne Person nach oben hin „anbeten“, nach unten hin sich hervorgehoben fühlen. Man weiß dann konkret, auf wen und auf welche Stufe man sich bezieht. In einer radikal nur auf den Einzelmenschen begründeten und ausgerichteten Demokratie, wie es auch die der Weimarer Zeit war, sieht sich der Alltagsmensch mit diesen Bedürfnissen in einen leeren Raum hineingestellt, so daß er auf jeden Ersatz hereinfällt, der ihm angeboten wird. Weder größerer Geldbesitz, noch eine Sammlung von Aufsichtsratsposten können ausreichen, um jenes Rangbedürfnis zu erfüllen, das nun einmal immer und überall auch im Menschen steckt. Als Surrogat werden dann jene vagen Vorstellungen gebildet, die niemand klar fassen kann, weil ihnen kein Realgegenstand entspricht, und die eben darum beliebig mit negativen Wertprädikaten bedacht werden können. Die Politiker bedienen sich dieser Vorstellungen je nach Bedarf. Es sind nicht nur „der Jude“, und „der Neger“, sondern ebenso „der Franzose“, „der Kapitalist“, „der Imperialist“, „der Bolschewist“, die in dieser Weise als Gegenstand von völlig unfundierten und prinzipiell unfundierbaren Vorurteilen gedacht und als Surrogat für ein unkultiviertes Sozialdenken und eine dementsprechend gedankenlose „politische“ Mentalität der Mehrzahl vorgestellt werden. Es ist der sogenannten „deutschen Gründlichkeit“ vorbehalten geblieben, alle diese Scheinbegriffe zusammen für eine bedenkenlose, sich auch demokratisch nennende Propaganda als Objekt hinzustellen, dem gegenüber sich insbesondere das Kleinbürgertum als im Besitz einer geistigen Haltung vorkommen

konnte. Alle diese Vorstellungsobjekte sind prinzipiell aus dem Bewußtsein weggeräumt worden. Ob aber nicht die Disposition geblieben ist, die dazu geführt hat, daß mit ihnen so starke und befriedigende negative Affekte verbunden werden konnten — und mit einigen anderen dazu —, das soll eine offene Frage bleiben.

Soviel mag in groben Zügen angedeutet werden zu der Frage nach dem Zustandekommen einer so gewaltigen Herrschaft des Vorurteils in einer im ganzen doch zivilisierten Nation. Es erscheint gegenüber diesem Problem wieder als die einzigartige innere Größe der amerikanischen Kulturgesinnung, daß sie längst dazu beigetragen hat, daß das Problem der sozialen Vorurteile, mit dem jedes moderne Land zu tun hat, sofern es nicht innerlich gefestigt ist und eine eingewöhnte kulturwertige Rangordnung besitzt, wissenschaftlich gründlich erforscht worden ist. Eine unlängst erschienene umfassende Darstellung von Peter Heintz<sup>1</sup> bemerkt, das Phänomen der sozialen Vorurteile sei bislang fast nur in den USA untersucht worden (7). Zugleich wird festgestellt, daß dieses Forschungsgebiet ein „ungeheures und anhaltendes Interesse“ nicht nur vor allem in der Sozialpsychologie, sondern auch in der allgemeinen Soziologie gefunden hat. Dieses Problemgebiet ist Gegenstand einer Zusammenarbeit von Soziologie, Sozialpsychologie und Psychologie, insbesondere auch Psychoanalyse, geworden (14). Es mag darum besonders geeignet scheinen, um auch von der Soziologie her den Weg zu einer methodischen Klärung der Zusammenhänge und auf diese Weise vielleicht auch zu einer schärferen Fassung jener gemeinsamen Problematik zu suchen, auf die Soziologie und Sozialpsychologie sich auf verschiedene Weise beziehen. Es kann mit den folgenden Bemerkungen dabei nur ein Anfang in dieser Richtung versucht werden.

Als erstes fällt es auf, daß die Untersuchung vorwiegend dem sozialen Vorurteil gilt, im Sinne einer sozial negativen und negativ wirkenden Funktion des Denkens. Es gibt ohne Frage auch positive soziale Vorurteile. Mit doch schließlich nicht unbeträchtlichem Aufwand ist die gesamte Propaganda überall bemüht, auch positive Werturteile und Auffassungsweisen heranbilden zu helfen, die das soziale Leben auf das stärkste mit beeinflussen dürften. Das geht von der propagierten Auffassung des american way of life bis in zahllose Einzelheiten des Zusammenlebens. Der Film ist ebenso ganz durchdrungen von dem Bemühen, bestimmte Menschentypen als sozial wertvoll einzuprägen, wie er besondere Verhaltensweisen oder Gesellschaftszusammenhänge so vermittelt, daß aus den Darstellungen selbst nicht nur bestimmte Werturteile sprechen, sondern diese offenbar durch sie auch vermittelt

---

<sup>1</sup> Heintz, Peter: Soziale Vorurteile. Ein Problem der Persönlichkeit der Kultur und Gesellschaft. Köln 1957. Verlag für Politik und Wirtschaft. 219 S.

werden sollen. In den seltensten Fällen wird der Betrachter in der Lage sein, sich selbst aus eigener Anschauung ein Urteil zu bilden. Wenn somit unter Vorurteilen im weitesten Sinn solche Urteile verstanden werden sollen, die gefällt werden, ohne daß man sie an Hand der Tatsachen auf ihre Gültigkeit überprüft (28), so trifft dies gewiß für die Fülle positiver Vorurteile zumindest ebenso zu, wie für die negativen. Schon die Vorstellung, man solle alle Menschen prinzipiell als gleich ansehen, die der Autor als das „amerikanische Credo“ (22 f.) oder auch als das „demokratische amerikanische Credo“ bezeichnet (189), fundiert ein soziales Vorurteil, denn sie geht über alle mögliche Erfahrung hinaus. Ein solches Credo ist prinzipiell nicht verifizierbar und erfüllt somit alle Voraussetzungen für eine Charakteristik gemäß dem allgemeinen Begriff des Vorurteils (46). Dergleichen bleibt aber offenbar außerhalb der Problemstellung, so daß man sagen kann, es sei hier eine umfassendere Untersuchung notwendig.

Maßgebend ist der engere Begriff des sozialen Vorurteils als des Ausdrucks einer prinzipiell in bestimmter Hinsicht negativen Richtung des sozialen Urteilens. Diese gilt „gewissen mehr oder weniger willkürlich umschriebenen Kategorien von Menschen“, denen bestimmte Eigenschaften zugeschrieben werden (32). Und hierbei handelt es sich allem Anschein nach durchweg um Menschen, denen negative soziale Wertprädikate zuerkannt werden sollen. Es wird keine Untersuchung erwähnt, die es sich zum Ziel gemacht hätte, soziale Vorurteile zu untersuchen, die bestimmte Personen sozial besonders positiv wertvoll erscheinen lassen. Nur gleichsam als Kontrast tritt immer wieder hervor, daß der Urteilende leicht bereit ist, den eigenen Lebenszusammenhang, in dem er steht und aus dem er herkommt, positiv zu bewerten. Da aber anzunehmen ist, daß er diesen am ehesten wirklich kennt, ist hier weniger von einem eigentlichen Vorurteil zu sprechen. Es ist also so, daß das soziale Vorurteil als negativ wertend gemeint ist und daß es sich vor allem oder überhaupt nur auf Außenstehende erstreckt. Diese Begrenzung der Fragestellung ist hinzunehmen. Grundsätzlich bleibt die Aufgabe bestehen, daß nicht nur Sinn und Zustandekommen auch der positiven sozialen Vorurteile untersucht werden sollten, was eine Aufgabe der Sozialpsychologie wäre, sondern daß überhaupt die Rolle des Urteilens und schließlich das, was man als Sozialdenken bezeichnen kann, erforscht werden muß. Endlich kann man andererseits in der Tatsache, daß gerade das negativ gemeinte soziale Vorurteil so ganz vorwiegend, wenn nicht ausschließlich im Vordergrund des Interesses steht, ein Anzeichen dafür sehen, daß es innerhalb auch der amerikanischen Gesellschaft genau jene Bedeutung hat, die wir mit wenigen Worten aus einer bestimmten Struktur und Situation der modernen europäischen Gesellschaft heraus verständlich zu machen gesucht haben.



Will man weiterhin versuchen, die reichen Ergebnisse, die der Autor aus der offenbar außerordentlich großen amerikanischen sozialpsychologischen Literatur heraus systematisch verarbeitet hat, von der Soziologie her zu verstehen, so braucht man nicht daran zu denken, daß die Lehre von den sozialen Vorurteilen vielleicht wirklich aus dem Kampf gegen solche Vorurteile hervorgegangen ist (13). Das mag es bis zu einem gewissen Grad erklären, daß es eben immer wieder bestimmte negative Vorurteile sind, deren Entstehung und psychologischer Untergrund untersucht wird. Aber darüber hinaus gelten die Forschungen, von denen Heintz berichtet, dem negativsozialen Vorurteil schlechthin, unabhängig von dem eigenen Standort derer, die sie untersuchen. Die Art, in der die Untersuchungen durchgeführt worden sind, schließt es aus, daß eigene Interessenstandpunkte der Forscher selbst die Ergebnisse beeinflußt haben. Vielleicht kann man in der Absicht, einen möglichst hohen und unanfechtbaren Grad der Objektivität zu erreichen, den Grund dafür sehen, daß diese Untersuchungen so überwiegend mit den Mitteln von Tests statistisch geführt worden sind. Es mag sein, daß dadurch mögliche Vorurteile gegen die Forscher selbst von vornherein kompensiert werden sollten, und man mag darin einen Grund für den besonderen Wertakzent sehen, den die „empirische“ Methode in diesem Zusammenhang zu tragen scheint. Umgekehrt kann man vermuten, daß eine unmittelbar anschaulich auffassende und deutende Einstellung gegenüber den gleichen Phänomenen zu Ergebnissen kommen könnte, die das gleiche besagen wie die empirisch-statistisch ermittelten. Der Wahrheitscharakter derart unmittelbarer Erkenntnisse braucht an sich nicht geringer zu sein als der der statistisch auch immer nur innerhalb einer bestimmten Grenze verifizierten. Schließlich verlangen schon der Frageansatz und die Formulierung einer These, die statistisch oder durch Tests erwiesen werden sollen, einen unmittelbaren anschaulichen Einblick, um überhaupt zu einem Inhalt zu kommen. Insofern sind dann alle empirisch-statistisch und testmäßig erwiesenen Ergebnisse nicht unabhängig von der Richtung, in der man die Deutung der Phänomene sucht, und von der Formulierung, die man der These, die man beweisen will, gibt. Es ist denkbar, daß Erklärungsmöglichkeiten außer Ansatz bleiben, die manches in einem inneren Zusammenhang erscheinen lassen, was bei dieser gleichsam auf größere Nähe zum einzelpsychischen Sachverhalt eingestellten „Optik“ unverbunden nebeneinander stehen bleibt. Insbesondere wäre es möglich, daß die gesamtgesellschaftliche Situation in den USA mit ihrem „Credo“ eine allgemeinere soziologische Fragestellung ausschließt und statt dessen den Blick mehr in die Richtung psychoanalytischer Deutungen lenkt. Darin könnte eine Schwierigkeit liegen für das Bemühen, die amerikanische Art der Sozialpsychologie in wissenschaftliche Denkbereiche einzuführen, die jenes

Credo nicht als ihr Apriori haben, und die unbefangener auch jene soziologische Problematik mit ins Auge fassen, von der her, wie eben angedeutet, Möglichkeiten des Verstehens nutzbar gemacht werden könnten, die in der mehr psychoanalytisch eingestellten Optik sich nicht erschließen. In dieser Richtung sollen die folgenden Bemerkungen sich auf die reichen Ergebnisse der Darstellung von Heintz beziehen. Es ist lediglich noch vorweg anzumerken, daß die im engeren Sinn psychologischen, auch sozialpsychologischen, Theoreme, die in der Darstellung von Heintz dargestellt, kritisch gewürdigt und nach ihren hauptsächlichlichen Ergebnissen nutzbar gemacht werden, dementsprechend nicht besonders oder überhaupt nicht hervorgehoben werden können (132 ff.). Es ist im übrigen zu wünschen, daß dieses Buch auch und gerade mit seiner besonderen Eigenart und Absicht seine Wirkung üben, daß es also den Blick und das Verständnis dafür wecken und bereichern wird, wie sehr alle gesellschaftliche Wirklichkeit eine sozialpsychische Realität in den Menschen ist, daß sie in entscheidender Weise von menschlichem Urteilen mitgestaltet, und allzu oft schicksalsbestimmend von dem mitbeeinflußt wird, was der Autor als soziale Vorurteile in seinen vielfältigen und oft schwer aufzudeckenden Voraussetzungen aufhellt. Es wäre allein schon ein außerordentlicher Gewinn, wenn es erreicht würde, daß bis in die weitere Öffentlichkeit hinein, die, in mehr oder minder verantwortlicher Weise auch in ihren Institutionen urteilend, sozial schicksalsgestaltend wirkt, das Nachdenken über menschliche Gründe und Untergründe sozialer Vorurteile lebendig werden würde. Es kann, namentlich auch angesichts der eingangs angedeuteten soziologisch-sozialpsychischen Situation, in dieser Hinsicht keinesfalls zuviel geschehen.

Der Autor scheint nicht ganz unbefangen einer Denkweise gegenüberzustehen, die nicht zuerst das einzelne der Erfahrungsmannigfaltigkeit, sondern den Gesamtzusammenhang der Phänomene sehen will und die, wie angedeutet, von diesem her auch das einzelne der Erfahrungen besser verstehen zu können meint. Heintz erklärt, die Entwicklung „völlig geschlossener und allumfassender Vorstellungssysteme“ sei „vor allem die Aufgabe der Philosophen“ (29). Auch die als Philosophen Angesprochenen dürften sich darüber klar sein, daß kein Vorstellungssystem allumfassend und völlig geschlossen sein kann. Es ist im Gegenteil anderwärts zum Ausdruck gekommen, daß selbst die Soziologie, die ein vergleichsweise abgeschlossen denkbares Gebiet von Erscheinungen im Auge hat, durch keinen einzigen Vorstellungszusammenhang, also ein sogenanntes System, allumfassend werden kann. Es ist lediglich eine Tendenz in dem soziologischen Denken, systematische Zusammenhänge aufzudecken, während es mehr der Sozialpsychologie gemäß sein mag, immer tiefer und differen-

zierender in die Einzelheiten der sozialpsychischen Phänomene einzudringen. Aber schon allein wenn sie ihre Ergebnisse darstellen will, kommt sie nicht ohne jene Kategorien aus, die die Soziologie zu klären sich bemüht.

Es ist dabei allerdings dem Autor zuzustimmen, wenn er die Kategorie der Kausalität zumindest in ihrer Bedeutung stark begrenzt, indem er eine monokausale Betrachtungsweise für völlig ungenügend erklärt (14). Für eine psychologische Interpretation sozialer Erscheinungen hat diese Erklärung ihr besonderes Gewicht. Sie schließt jeden Monismus einer psychoanalytischen Methode beispielsweise aus. Man kann aber noch weitergehen und fragen, ob eine kausale Auffassungsweise überhaupt an den Sinn dessen hinanreicht, was gemeint ist, wenn ein Lebenszusammenhang oder ein Verhalten psychologisch untersucht werden sollen. Es dürften doch immer nur Grenzfälle sein, die wirklich kausal erklärt werden können, wirkliche Reflexhandlungen etwa. Auch mag da eine gewisse Zwangsläufigkeit zu finden sein, aber wenn weiter gefragt wird, wie diese zustande gekommen sei, dann kann kaum behauptet werden, im zwischenmenschlichen Verhalten sei sie auch in ihrer Entstehung auf Kausalfaktoren zurückzuführen. Mit dem Begriff der Verursachung wird doch nicht selten, wenn nicht vielleicht gar immer, ein Nacheinander zweier Erscheinungen wie mit einer Klammer zusammengehalten und zusammengezogen, die zwar für die Vorstellungsweise einen Zusammenhang markiert, aber diesen doch nicht eigentlich verständlich macht. Das gilt insbesondere auch für die Statistik, und die Psychologie ist nicht immer frei von dahinweisenden Tendenzen, beispielsweise als Psychoanalyse, wobei dann der weniger scharfe Begriff des „Einflusses“ gelegentlich auftaucht. Radikaler formuliert sich das Kausaldenken in der Psychologie, wenn die Entstehung und das Funktionieren eines „Mechanismus“ behauptet wird (36, 92, 155, 186). Zweifellos wird es dergleichen geben. Aber es handelt sich dann doch immer um Grenzfälle, in denen zutagetritt, bis zu welchem Grade Seelisches sich gleichsam auch ohne Mitwirkung des Persönlichen in Verhaltens- und Reaktionsweisen aktivieren lassen kann, die zwar in sinnvoller Richtung sich vollziehen, ohne aber sinnbestimmt und als sinnvoll bewußt zu sein. Es fragt sich nur, ob sie nicht eingewöhnte Formen von etwas sind, das ursprünglich durchaus nicht „mechanisch“ zustande gekommen ist. Und darin dürfte dann doch der Ansatz für ein wirkliches Verstehen zu suchen sein. Mechanismen reagieren zwar geradezu wie Wirkungen auf Ursachen, aber sie kommen nicht auf diese Weise zustande, und sie wirken auch im Seelischen, solange sie nicht geradezu abgespalten von der Persönlichkeit in diesem bestehen, nur insoweit, als die Person ihr Verhalten ihnen gleichsam anheimgibt. In dem Augenblick, indem sie geprüft, schon wenn sie bewußt werden, löst sich ihr Zwangscharakter. Eben darauf beruht

schließlich die Chance der Psychoanalyse, durch Bewußtmachen zu heilen. In der Tat verwendet der Autor den Begriff des Mechanismus nicht im genauen Sinn, so daß hierauf nicht weiter einzugehen ist.

Kausalität ist eine Kategorie, eine Denkform, deren wir uns bedienen, um gewisse Zusammenhänge in den Erscheinungen erklärbar zu machen. Sie hat sich bis zu gewissen Grenzen in der Erfahrung bewährt. Wir rechnen mit ihrer Gültigkeit auch in der Technik, wenn wir dingliche Vorgänge beherrschen und in Dienst stellen. Um Klarheit zu schaffen, ist festzustellen, daß der Autor den Begriff der Kategorie nicht in diesem, sondern in dem landläufigen Sinn verwendet. Er meint damit eine Form der gedanklichen Zusammenordnung von Erscheinungen, die nach einem oder mehreren Merkmalen als zusammengehörig aufgefaßt werden sollen. In diesem Sinn gelten für ihn auch „Neger“ usw. als Kategorie. Andererseits gibt es auch im soziologischen Denken Kategorien im strengen, logischen Sinn. Eine von diesen ist „Gruppe“. Die Art, wie dieser Begriff verwandt wird, ist nicht gleichgültig für den sachlichen Aspekt auch der sozialpsychologischen Probleme. Wir müssen sehen, wie Heintz ihn verwendet. Offenbar hat er eine zentrale Bedeutung für ihn. Das entspricht der Tatsache, daß er nicht nur sehr häufig als die soziologische Kategorie schlechthin angesehen und verwandt wird, sondern daß überhaupt alle sozialen Phänomene in Beziehung zur Gruppe gebracht werden. In dieser Hinsicht ist der Sprachgebrauch ganz allgemein, sehr zum Schaden der Erkenntnis, nachlässig. Es ist schon nicht sehr genau und auch nicht besonders glücklich, wenn der Begriff der Kategorie so verwandt wird, daß von einer „kategoriellen Rolle“ (36) gesprochen werden kann. Das wäre also eine Rolle, die aus der Zugehörigkeit zu einer Kategorie von Menschen sich herleitet und sich versteht. Wer zu einer Kategorie von Menschen gehört, benimmt sich dann so, wie es dieser „Kategorie“ zukommt. Das setzt voraus, daß es sich wirklich um eine festbestimmte und faßbare Kategorie handelt. So kann sich dann der Staatsanwalt benehmen, wie es sich für den Staatsanwalt gehört. Aber wie ist es, wenn es sich überhaupt nicht um wirkliche faßbare Kategorien handelt, sondern etwa um die „Kategorie“ des Negers, wie der Begriff von dem Autor — also offenbar von der Sozialpsychologie — gebraucht wird? Kann es dann wirklich eine „Rolle“ geben, die aus dieser Kategorie herzuleiten und zu verstehen wäre? Gerade für dieses beliebig herausgegriffene, aber immer wieder auftauchende Beispiel gilt dies eben gerade nicht. Wer als „Neger“ klassifiziert und behandelt wird, hat dadurch gerade keine irgend klar erfaßbare „Rolle“. Er ist lediglich sozial negativ „abgestempelt“ und kann von daher gewisse negative Verhaltensweisen entwickeln, die dem Phänomen der „Self-fulfilling Prophecy“ (35 ff.)

entsprechen, aber das in sozialer Hinsicht so Bedenkliche und zu Verurteilende ist es dabei, daß hier faktisch als Kategorie, als Wesenscharakteristik, ausgegeben wird, was in Wahrheit — Vorurteil ist. Es würde sich also empfehlen, in einem solchen Fall nicht von Kategorie zu sprechen, oder aber nicht den Ausdruck einer „kategoriellen Rolle“ zu gebrauchen, wenn man den Begriff der sozialen „Rolle“ nicht allzu weit fassen und damit erkenntnismäßig entwerten will.

Mit der „Gruppe“ ist es ähnlich. Sofern Gruppe eine wirkliche Kategorie ist, unterscheidet sich alles mit dieser Kategorie zu Erfassende grundsätzlich von allem, was „Beziehung“ oder „Gebilde“ zu nennen wäre. Es ergeben sich auch psychisch ganz bestimmte unreflektierte praktische Konsequenzen daraus. Wenn die amerikanische Soziometrie eine Schulklasse analysiert, bezieht sie sich ausschließlich auf Beziehungen zwischen den einzelnen Klassenzugehörigen. Sie hat die Klasse prinzipiell nicht als Gruppe im Auge. Sofern sie sie als Gruppe sieht, geschieht dies lediglich als Zusammenfassung von einer Unzahl einzelner Beziehungen zwischen den Klassenzugehörigen insofern, als die Klassenzugehörigkeit einen Rahmen hergibt, innerhalb dessen sich das gesamte Beziehungsgefüge abgrenzen läßt, und als dies auch in den besonderen Charakter der Beziehungen mit hineinwirkt. Zwei Schüler außerhalb der Klasse mögen einen ganz anderen Typus von Beziehungen, mehr „private“ Haltungen usw. zeigen. Stellt man sich eine ganze Klasse von derart durch Einzelbeziehungen miteinander positiv oder negativ verbundenen Schülern vor, so ist diese als Klasse nur eine latente Gruppe. Sie wird es aktuell und bis in das Verhalten und die Beziehungsformen auch der Einzelnen hinein, sowohl in sich, wie gegenüber dem Lehrer, wenn dieser das Klassenzimmer betritt. Für die prinzipiell individualistische amerikanische Sozialgesinnung mag dies unwichtig oder gar unerwünscht erscheinen, zumindest ansatzweise kann dieses Phänomen auch dort nicht zu verkennen sein. Es ist in diesem Zusammenhang nicht auf Sinn und Wesen soziologischer Kategorien zurückzukommen. Es soll lediglich angemerkt werden, daß es auch für die Sozialpsychologie nicht ganz unnützlich sein dürfte, sich in dieser Richtung einigen Überlegungen hinzugeben. Denn manche Phänomene werden von derartigen Unterscheidungen her deutlicher faßbar und in gewisser Hinsicht verständlicher.

Für die soziologische und sozialpsychologische Erfahrungsforschung steht im Mittelpunkt die Art und Weise, wie reale Gruppen aufgefaßt, gedacht und erkannt werden. Hier ist es doppelt wichtig, zu unterscheiden, was als reale Gruppe gemeint und gedacht und demzufolge erkannt werden kann, und was lediglich vorstellungsmäßig als Gruppe zusammengefaßt wird. In dieser Hinsicht ist der laxer Gebrauch des Ausdrucks Gruppe ungünstig. Die amerikanische Sozialpsychologie unter-

scheidet wohl nicht zwischen wirklichen Gruppen, für die wir als Beispiel eine Schulklasse in sich und gegenüber ihrem Lehrer herausgegriffen haben, und solchen Zusammenfassungen, die nur vorstellungsmäßig, sowohl für die ihr nach irgendwelchen beliebig und zuweilen ganz äußerlich hervorstechenden Merkmalen Zugehörigen, wie für die sie entsprechend oberflächlich von außen her Meinenden, Geltung haben können. In diesem letzteren Sinn erscheinen in der Darstellung von Heintz nicht nur Juden, Neger, Angehörige fremder Nationen oder sogar auch die „weiße Rasse“ als „Gruppen“ und werden so benannt, sondern es werden ebenso alle nicht zu einer „Gruppe“ Gehörenden selbst auch als Gruppen gesehen, selbst wenn ihr Gruppencharakter durch nichts anderes bestimmt ist, als durch die Nichtzugehörigkeit zu einer bestimmten „Gruppe“, unabhängig davon, ob diese eine Realgruppe ist oder nicht. Das aber hat eine grundsätzliche Bedeutung für das Phänomen, das in Frage steht, und für seine Erkennbarkeit.

Denn wir lesen: „Das Vorurteil, so wie wir es hier verstehen wollen und wie es von einem großen Teil der Spezialliteratur verstanden wird, bezieht sich auf das Verhältnis von Mitgliedern einer bestimmten ‚ingroup‘ zu einer oder mehreren von den dieser Gruppe entsprechenden ‚outgroups‘“ (14). An einer anderen Stelle heißt es dann, „die Frage nach irgendwelchen zwischen Gruppenzugehörigkeit und Grad der Vorurteile bestehenden Korrelationen“ könne im Hinblick auf manche sich widersprechenden Forschungsergebnisse nicht als endgültig beantwortet gelten (98). Kein Wunder, denn die Frage ist unscharf und nicht klar gestellt. Vermutlich wäre eine ganze Anzahl von Forschungen anders gerichtet worden, wenn präziser gefaßt worden wäre, was man unter Gruppe verstehen will. Wir müssen, gerade auch im Hinblick auf dieses Forschungsergebnis der Sozialpsychologen, dem genauer nachgehen.

Wenn „ingroups“ und „outgroups“ als wirkliche Gruppen einander gegenüberstehen würden, wie angegeben wird (99), dann hätte jedes einzelne Mitglied die Möglichkeit, Mitglieder der anderen Gruppe zu erkennen und von daher in einer generalisierenden, wenn auch nicht exakten Begriffsbildung, Urteile zu bilden, die keine Vorurteile sind. Ich erinnere mich als Mitglied der obersten Schulklasse eines Gymnasiums, in dem ein anderer, mehr „realistischer“ Zweig parallel lief, häufig beobachtet zu haben, wie einzelne Klassenmitglieder solche der Parallelklasse genau zu beurteilen suchten und zu bestimmten Ergebnissen hinsichtlich der Eigenart des anderen Typs von Schulklasse und der ihm angehörenden Schulkameraden kommen wollten. Es wurde aus einer Gruppe heraus über die andere geurteilt. Die Einzelpersonen als solche waren dabei nicht gemeint und persönliche Beziehungen spielten keine Rolle. Ebenso erinnere ich mich aus der Landser-

zeit, daß eine andere „Gruppe“ auf ihren Geist und ihre Wesensart hin genau studiert wurde. Bei Gelegenheit einer Übung kam es zu einem Wettkampf, der alle Merkmale einer wirklichen Gruppenrivalität zeigte. In solchen Fällen ist die Urteilsbildung genau zu kontrollieren. Dergleichen Beispiele tauchen in den zahlreichen Untersuchungen, über die Heintz berichtet, anscheinend nicht auf.

Dagegen wird das Phänomen offenbar durchweg an Personen studiert, die real keine Gruppen darstellen, sondern nur in den Augen einer nicht gruppenhaft zusammengehörenden Außenwelt als Einheiten vorgestellt werden und die sich ihrerseits ebenfalls als Einheiten meinen. Als Momente, von denen die gemeinte Einheitlichkeit hergeleitet wird, erscheinen durchweg nicht wirklich „soziale“ Wesenszüge, sondern Merkmale, die für sich genommen und in ihrem konkreten und realen Charakter gar nicht ausreichen, um überhaupt wirkliche Gruppen zusammenzuschließen, Hautfarbe, angebliche Rasse usw. Erst dadurch, daß diesen Merkmalen eine Relevanz für die soziale und gesellschaftliche Situation ihrer Träger zuerkannt wird, erscheinen diese für andere und für sich selbst als zusammengehörig. Dieser Zusammengehörigkeit fehlt jede innere Fundierung, die sie zu einem wirklich sozialen Phänomen machen könnte. Daraus ergibt sich ein charakteristisches Merkmal aller Urteile, die aus einer solchen Situation und mit Bezug auf die in ihr Stehenden abgegeben werden: sie sind nur mittelbar, nur auf dem Weg über die Reflexion „sozial“. Man kann noch weitergehen und sagen, daß diese Urteile oder urteilsmäßigen Auffassungen überhaupt erst die Zusammengehörigkeit als „soziales“ Phänomen und damit auch die Gemeinten als „sozial“ in bestimmter Weise qualifiziert konstituieren. Daraus wird sowohl die Unsinnigkeit derartiger Urteile als „sozialer“ ersichtlich, wie die Möglichkeit, durch Beseitigen dieser falschen, soziologisch sinnlosen Denkweise die Voraussetzungen für das Zustandekommen derartiger unlogischer Urteile und damit zugleich wiederum der durch diese erst geschaffenen scheinsozialen Qualifikationen der betreffenden Personen usw. aufzuheben.

Sind nun aber, aus welchen handgreiflichen Interessen auch immer, die Träger und Verfechter derartiger soziologisch sinnloser Urteilsbildungen, die sich auf Personen als Zugehörige angeblicher, in Wahrheit als solche gar nicht realer „Gruppen“ beziehen, selbst als Gruppen real zusammengefaßt, dann muß berücksichtigt werden, daß derartige falsche Urteilsbildungen selbst wesentlich dazu beitragen können, als Dogmatismen einen wirklichen inneren Zusammenhalt derartiger Gruppen zu fixieren. Je mehr derartigen Gruppen eine sinnvolle Geistigkeit fehlt, desto hartnäckiger werden sie an solchen Vorurteilen festhalten. Je mehr diese auf geistigem Wege bekämpft werden, desto stärker werden derartige, dann wirkliche Gruppen nicht ebenfalls intel-

lektuell reagieren, sondern alle „Tugenden“ der speziellen Gruppenqualifiziertheit ihres eigenen Verhaltens, ihren „Corpsgeist“ usw. aktivieren. Das ergibt dann jene sonst gar nicht zu verstehende Stabilität gerade der an den unsinnigsten Dogmen — Vorurteilen — orientierten Gruppenbildungen. Heintz erwähnt „Ku-Klux-Klan“. Das ist eine wirkliche Gruppe. Die Hartnäckigkeit, mit der diese Art von Gruppen, nicht anderes als die Organisationen der anfänglichen NSDAP usw., durch geistige Argumente eben gerade nicht von ihren Vorurteilen abgebracht werden können, liegt darin begründet, daß diese Vorurteile zugleich auch als Mittel zum Zweck der inneren Fundierung der Gruppenzugehörigkeit gemeint werden. Daraus versteht es sich, wie in einer maximal innerlich destruierten Gesellschaft derartige Gruppenbildungen als solche einen Erlebniswert erhalten können, und daß ein Angriff auf die gruppenkonstituierenden Vorurteile, Ideologien, Pseudodogmen, „Weltanschauungen“ usw. entgegen aller Vernunft genau den entgegengesetzten Effekt haben muß. Diese Gruppen sehen sich durch Angriffe auf ihre — anfänglich vielleicht gar nicht so ernstgenommenen und auf jeden Fall meist überhaupt nicht durchdachten — Ideologien usw. als Gruppe in Gefahr gebracht, und dann werden sie „eine verschworene Gemeinschaft“. Darin liegt auch jetzt (April 1958), nachdem die realen Folgen der betreffenden Organisationsbildungen in diesem Land wirklich nicht übersehen werden können und der Unsinn der Rassenvorurteile unzähligemal deutlich gemacht worden ist, der Grund für gewisse, wenn auch wohl nur noch sentimental erinnerungsmäßige, Motive der Zusammengehörigkeit „Ehemaliger“ aus den Organisationen der NSDAP. In einer analogen Situation würde es bei den „Ehemaligen“ des „Ku-Klux-Klan“ nicht anders sein.

Daraus ergibt sich die durchaus konkrete und praktische Aufgabe, wenn man die Herrschaft solcher Vorurteile bekämpfen will, daß man ihnen vielleicht überhaupt nicht zuerst intellektuell entgegentritt — das ist jederzeit und überall erfolglos genug geschehen —, sondern daß man zuerst Gruppenbildungen anregt und fördert, die von sinnvollen geistigen Inhalten her eine so starke innerlich verbindliche Macht entwickeln, daß sie auch auf Außenstehende anziehend wirken und die Gewichtslosigkeit bloßer sozialer Vorurteile selbst denen deutlich machen, die bislang von solchen Vorurteilen her ihre Zusammengehörigkeit dogmatistisch fundiert zu haben glaubten. Gerade hier liegt aber eine nicht zu verkennende Schwäche der freien Demokratie. Sie hat außerordentlich viel zu bieten, wenn es sich darum handelt, die Einzelperson zu sichern und zu schützen. Sie hat keine innere Macht, wenn es darum geht, innerlich verbindliche positive Überzeugungen, gruppenkonstituierende Ideen und Traditionen entstehen zu lassen. Was in dieser Hinsicht beispielsweise die Monarchie einst geboten hatte,



ist durch nichts ersetzt worden. Ohne Frage war die Sache des ehemaligen „Reichsbanners“ die bessere. Aber die „SA“ hatte eine innere Orientierung — wenn auch nur an Vorurteilen — die ihr eine „Weltanschauung“ usw. gab. Die moderne Demokratie ist teils mit den sinnlosen Dogmen des Rousseau verbunden, teils ein Kind des jede innere Ordnung der Gesellschaft zugunsten äußerer Zweckorganisationen zerstörenden sogenannten Kapitalismus. Aber selbst Rousseau kam zu der Überzeugung, es brauche irgendeinen Inhalt für seinen „Gesamtwillen“, und er wollte zu diesem Zweck eine „bürgerliche Religion“ erfunden wissen. Das ist natürlich Unsinn. Denn weder hat das Bürgerliche als solches eine Affinität zum Religiösen, noch wäre eine derart konstruierte Religion — für die Rousseau einige blasse Dogmen vorschlägt — überhaupt als Religion zu bezeichnen<sup>2</sup>. Die Funktion einer solchen „bürgerlichen Religion“ haben etwa — und nicht zufällig — damals die Logen beispielsweise übernommen. Die demokratische Gesellschaft als Gesamtheit hat dergleichen nicht, und sie ist, mit ihrem Credo, die Gleichheit aller betreffend, weder in der Lage, aus diesem Credo allein heraus wirkliche Gruppen zu bilden, die immun sein könnten gegen sinnlose und sozial negative Vorurteile, noch hat sie von diesem Credo her eine innere Struktur, die es nahelegen könnte, attraktive sozial positive Ideen zu entwickeln und gruppenmäßig zur Geltung zu bringen. Vielmehr liegt in dem Gleichheits-Credo eine Tendenz verborgen, die jeden Versuch, sich als eine Gruppe abzusondern und aus eigenem Geist heraus innerlich zu fundieren, mit Mißtrauen betrachten läßt. Nur dann, wenn Gruppenbildungen sich durch Zweckmäßigkeit für äußerlich soziale Aufgaben, für Sozialarbeit im Sinne der Hilfstätigkeit gegenüber wirtschaftlich gefährdeten Personen usw. etwa, als nützlich auch verstandesmäßig qualifiziert zeigen, werden sie gelten gelassen. Dieser Pragmatismus der gesamten gesellschaftlichen Mentalität ist wohl eine der Hauptursachen dafür, daß wirkliche soziale Gruppenbildungen in einer solchen Demokratie erschwert werden und statt dessen sich pseudosoziale Gruppen desto leichter bilden können. Die jugendlichen Gangstergruppen sind dafür ebenso ein Beispiel, wie der doch nicht gerade besonders sinnvolle Kollektivismus der „Fans“ mit Bezug auf Filmstars, gewisse sogenannte Tänze, Jazzmusik usw. In einem Lande, das seine innerlich fundierte, wenn auch zuweilen angegriffene monarchische Tradition mit ihrem Hof und mit allen damit zusammenhängenden inneren Ordnungsformen bis vor vier Jahrzehnten lebendig hatte, wird der Mangel, der durch Beseitigung dieser Monarchie entstanden war, lange fühlbar bleiben, auch wenn

---

<sup>2</sup> Um Wiederholungen zu vermeiden, muß zum Ganzen verwiesen werden auf W. Ziegenfuß, „Die bürgerliche Welt“, 1949, „Rousseau“, 1952, und „Gesellschaftsphilosophie“, 1953.

Rock'n Roll usw. endgültig ihre Gruppenbildung vollendet haben werden. Man kann sagen, wenn man die Generationssituation hinzunimmt, daß es niemals einen sogenannten Nationalsozialismus dieses Ausmaßes und mit einer derartigen gruppenbildenden Wirkung seiner Vorurteile und seiner künstlichen Hierarchie usw. gegeben haben würde, hätte nicht eine Zufallsrevolution die Monarchie abgeschafft. Erst seitdem ist die innere Situation der Gesellschaft auch dieses Landes so, daß, von streng katholisch auch außerhalb kirchlicher Kreise zusammengefaßten Verbindungen des gesellschaftlichen Lebens u. a. abgesehen, die Anfälligkeit für gruppenbildende Wirkungen sozialer Vorurteile nicht übersehen werden kann. In diesem Punkt war die gewiß notwendige „Umerziehung“ nach der Katastrophe des Reiches des Adolf Hitler nicht ausreichend soziologisch weise. Aber darüber ist hier nicht weiter zu befinden.

Selbst wenn man nun die Gruppe nicht als reale Gruppe versteht, sondern in einer nicht recht glücklichen Weise alle die Gruppierungen meint, die nur vorstellungsmäßig bestehen und von der Vorgestelltheit eines einzelnen oder mehrerer, selbst gar nicht sozialer, aber als sozial relevant behaupteter Merkmale her von anderen intellektuell gemeint, und dementsprechend für die Gemeinten dann auch bewußtseinsmäßig in diesen existent werden, dann verdeckt die amerikanische Ausdrucksweise immer noch das Problem oder zumindest zeigt sie es nicht präzise. Immer wieder werden „ingroup“ und „outgroup“ einander gegenübergestellt, und es werden Angehörige der „ingroup“ und solche der „outgroup“ aufeinander bezogen gedacht. Der bloße Versuch, hier deutsche Worte zu finden, die das Gemeinte wiedergeben, kann nicht an der Erkenntnis vorbeigehen, daß beide Ausdrücke soziologisch nicht verständlich sind. Jede Gruppe hat einen Innenaspekt. Jeder Schüler, der „in“ einer Klassengemeinschaft ist, sieht diese „von innen“ her in bestimmter Weise. Jeder Zugehörige einer Gruppe hat ganz andere Möglichkeiten, diese aufzufassen. Er hat einen prinzipiell anderen Blickpunkt, ohne daß Wertungsfragen dabei mitgemeint werden, als jeder andere, der nicht dazugehört, also „außen“ ist. Das bedeutet aber nicht, daß die Gruppe selbst eine „ingroup“ ist, was man dann als „Innengruppe“ völlig falsch übersetzen würde. Innengruppen sind etwa Ortsgruppen in der Landesgruppe einer Partei. Und es bedeutet auch nicht, daß die, die nicht zu der Gruppe gehören, aus der heraus geurteilt wird, nun „outgroup“ sind. Sie sind „out of the group“, aber darum nicht „outgroup“, genauso wie die, die „in the group“ sind, darum keine „ingroup“ darstellen. Man kann darum die Untersuchung nicht so führen, daß man Vorurteile auf die, die sie zum Ausdruck bringen, derart bezieht, als seien diese Vorurteilsträger wirklich Mitglieder einer „Gruppe“, und es ist ebenso unpräzise, wenn man die Personen, die vorurteilsvoll aufgefaßt werden, als Zugehörige einer

„Gruppe“ vorstellt, eben als einer „outgroup“. Träfe es zu, daß beide Seiten wirklich Gruppen angehören und als Gruppenangehörige urteilen würden, dann wäre auch soziologisch ein fester Ansatzpunkt gegeben, um sinnvolle und klare Gründe für das jeweilige Urteilen zu suchen und, falls sie sich nicht soziologisch und von daher sozialpsychologisch aufweisen lassen, dann die Gründe für diese Urteile in den Einzelnen zu suchen, sofern sie nicht gruppenzugehörig sind. Man könnte dann auch individualpsychologisch, also psychoanalytisch nach sinnfreien oder sinnfremden Ursachen in den Einzelnen forschen. So aber, wenn man nur vorgestellte Gruppierungen ins Auge faßt, kann man den rechten Ansatz des Problems verfehlen, indem man Gesichtspunkte nahelegt, die nur dann gelten könnten, wenn es sich eben um reale Gruppen handeln würde.

Man muß also Folgendes beachten: Es handelt sich nicht um reale Gruppen, sondern nur um „intendierte Gruppen“. Diese sind, wenn man sie überhaupt als Gruppen gelten lassen will, wogegen soziologisch durchaus begründete Bedenken bestehen, lediglich vorgestellte Einheiten von Personen. Sie werden vorstellungsmäßig zusammengefaßt von einem oder mehreren Merkmalen her, die gewissen Personen gemeinsam sind oder gemeinsam zu sein scheinen, oder auch nur — vorurteilsmäßig — als gemeinsam zgedacht werden sollen. Dabei können auch die gemeinten Personen von Merkmalen ausgehen, die sie sich selbst zulegen — die „Arier“ als besondere „Rasse“ — und für die es völlig gleichgültig sein kann, ob sie zutreffen oder nicht. Diese Personen können sich von derartigen Merkmalen her als zusammengehörig vorstellen. Ein analoges Phänomen kann es in überaus schicksalsvoller Weise auch zwischen zwei einzelnen Personen geben, die keinesfalls eine Gruppe darstellen. Beispielsweise kann eine alleinstehende Frau ein Kind als das von ihr geborene, vielleicht anstelle eines verstorbenen, großgezogen haben. Dieses Kind hat als das biologisch von dieser Frau abstammende gelebt, bis eines Tages die Mutter den wirklichen Sachverhalt mitteilt. Es hängt nun für das weitere Schicksal dieser persönlichen Beziehung alles davon ab, wie hoch von dem „Kind“ die biologische Abstammung bewertet wird. Eine Unzahl von geistigen und wertmäßigen Voraussetzungen sind mit im Spiel, wenn diese Frage entschieden werden soll. Es ist u. a. ein Konflikt zwischen biologischer und soziologischer Vorstellungsweise. Nun kann es hinzukommen, daß dem „Kind“ eröffnet werden muß, der Vater sei weit höheren oder niederen „Standes“ gewesen. Damit greift die Problematik in die soziologische Denkweise selbst hinein. Selbst wenn das Kind sich nunmehr zu der Mutter „bekennen“ will, als sei sie seine „leibliche“ Mutter, kann doch die Aussicht, nun vielleicht in eine viel mehr begüterte Familie des Vaters aufgenommen zu werden, einen neuen Konflikt schaffen. Endlich aber kann die Familie des Vaters einer anderen sogenannten

Rasse angehören, gegen die vielleicht in dem Kind von früh auf Vorurteile herangebildet worden sind. Die Mutter selbst kann dazu beigetragen haben, um für die Zukunft das Kind an sich gefesselt zu halten und es nicht an die Familie des Vaters zu verlieren. Hier ist der Fall des Vorurteils in reiner Form mit völlig klaren sozialen Folgen gegeben. Aber geurteilt wird keinesfalls aus einer „Gruppe“ heraus, auch nicht im Hinblick auf eine „Gruppe“. Es kann sogar an ein wirkliches sozial negatives, nicht nur an ein scheinsoziales Vorurteil gedacht werden: der Vater kann ein Ehebrecher sein, die Mutter kann ihn verleugnen, und doch ist er der Vater. Vielleicht hat er seine Tat gesühnt. Wäre es nicht im Hinblick auf die Vater-Kind-Beziehung ein Vorurteil, wenn er nicht mehr als Vater gelten dürfte, nur weil er in ganz anderer Hinsicht gefehlt hat? Für das Kind ist diese Verfehlung lediglich eine Vorstellungssache. Ist es unwissend, so kann es einen ausgezeichneten Vater haben und ein glückliches Kind sein.

So radikal muß man unterscheiden, je nachdem ob es sich, auch bei der Gruppenbildung, um real gültige und real feststellbare Merkmale handelt, die einer wirklichen Gruppe zugehören, oder um nur vorgestellte Merkmale, die einzelne Personen charakterisieren, die daraufhin auch sozial in bestimmter Weise hervorgehoben und gedanklich zusammengefaßt werden. Und bei diesen Merkmalen muß man unterscheiden zwischen solchen, die wirklich als soziale gedacht werden können, solchen die tatsächlich als sozialrelevant gelten dürfen und endlich solchen, die lediglich in der Vorstellung derer, die sie meinen, wie derer, die mit ihnen gemeint werden, „sozial“ sein sollen, in Wirklichkeit aber auf keine Weise sinnvoll als sozial ausgelegt werden können. Es läßt sich nun prinzipiell und allgemein feststellen, daß der Vorurteilscharakter in der Auffassung von Personen als zu derartigen Gruppierungen gehörig um so stärker ist, je mehr die Merkmale, nach denen gruppiert und zusammengefaßt wird, dem letztgenannten Typus zuneigen oder zugehören. Man kann also weiter sagen, je äußerlicher die Vorstellungsweise ist, je weniger ihr Gegenstand — vielleicht in einer wertlabilen und in sich bewegten Gesellschaft (158) — Ansatzpunkte für eine tieferdringende, speziell auch sozialverstehende Auffassung hergibt, und je geringer die Urteilsfähigkeit der Auffassenden ist, um so leichter können Vorurteile sich bilden und zur Herrschaft gelangen. Beide Bedingungen zusammengenommen dürften in mittleren Städten und in den allen Großstädten eingelagerten Mittelstädten am ehesten gegeben sein. Hier ergäbe sich ein klarer Ansatz auch für eine bestimmte Ausrichtung „empirischer“ Untersuchungen und ein Grund, mehr „soziologisch“ denken zu lehren. Aber das ist in diesem Zusammenhang nicht wichtig.

Was verständlich gemacht werden sollte ist das von Heintz berichtete Ergebnis zu der Frage der Bildung von Vorurteilen. Es handelt sich weder um Gruppe als Kategorie noch um reale Gruppen. Gemeint sind lediglich vorgestellte Zusammenfassungen gemäß Merkmalen, die in verschiedener Weise einen „sozialen“ Charakter haben können. Und hier sind es gerade die am wenigsten „sozial“ sinnvollen Merkmale, die am meisten zur Vorurteilsbildung Anlaß geben oder, genauer gesagt, sinnwidrig verwandt werden. Dieses Ergebnis ist soziologisch ebenso negativ, wie es den Sachverhalt klärt. Soziale Vorurteile sind um so weniger in der Denkweise der Soziologie auch nur sinnvoll als Problem zu stellen, je deutlicher an ihnen der Charakter der Vorurteilhaftigkeit hervortritt. Anders gesagt, sie entstehen in solchen Bereichen der Gesellschaft — die man sich weder als Schichten noch sonstwie soziologisch gesondert vorstellen darf —, in denen wirkliche Gruppenverbundenheit aufgrund originärer sozialer Gehalte, Tendenzen, Ziele, Denkweisen usw. am wenigsten anzutreffen ist. Je mehr eine Gesellschaft destruiert oder überhaupt nicht innerlich gestaltet ist, desto mehr müssen ihre Zugehörigen sich darauf angewiesen sehen, wenigstens durch Vorurteilsbildung sich in Sterotypen (71 ff.) jenen Anhalt für eine „soziale Orientierung“ zu schaffen, ohne den sie nicht zusammenleben können. Der Grad der Vorurteilhaftigkeit des Sozialdenkens ist ein unmittelbarer Maßstab für die innere Asozialität der Gesellschaft selbst. Diese soziologisch negative Feststellung ist die Grundvoraussetzung dafür, daß man alle, im einzelnen ungemein interessanten Forschungsergebnisse, die die scharfsinnige Untersuchung von Heintz zusammenstellt, im Zusammenhang sehen und verstehen kann. Gerade die soziologische Negativität dieser einzelnen Ergebnisse ist es, die ihren präzisen soziologischen Sinn ausweist. Man mag auch sagen, daß diese Art von „Sozial“-Psychologie ihre Bezeichnung nur e contrario führt. Es ist eine Psychologie der Ausfolgerungen der Asozialität im Zusammenleben hinsichtlich des Sozialdenkens in dieser Gesellschaft. Alles, was der Autor über die „Problematik der Grenzen von sozialen Kategorien“ ausführt (59 ff.), was er über „Klischees als Bestandteile der Kultur“ (64 ff.) feststellt, wird in einem sinnvollen Zusammenhang verständlich, wenn man bedenkt, daß es sich immer um Denkbehelfe handelt, die ersatzweise dort unvermeidlich auftauchen müssen, wo für das Sozialdenken und das Sozialverstehen in einem positiven und gleichsam konstruktiven Sinn die Voraussetzungen eben nicht gegeben sind. Es ist auch der Mangel an einer sinnvollen Gliederung der Gesellschaft, die dem Einzelnen als sozialer Person einen festen Standort, ein auch „soziales“ Gesicht geben könnte, der dazu führen muß, daß die jeweils Außenstehenden die anderen als zu einer irgendwie vorgestellten Gruppierung gehörend denken müssen, um sie überhaupt sozial klassifizieren zu können. Und in einer strukturlosen

Gesellschaft ist jeder einzelne allen anderen gegenüber „außenstehend“, nur daß man dieses „Außen“ nicht zum konstituierenden Merkmal einer „Gruppe“ machen kann, so wenig wie man in einer „ingroup“ ist, wenn man sich als zu solchen Personen gehörend vorstellt, die ein sozial sinnloses Merkmal, etwa der Rassenzugehörigkeit, gemeinsam haben. Wenn derartige bloß vorgestellte Zugehörigkeiten zum Anlaß genommen werden, damit die jeweiligen Träger eines solchen Merkmals sich als „Gruppe“ auffassen, bzw. damit Personen, die ein bestimmtes Merkmal nicht haben, die anderen, die es tragen, als Gruppe vorstellen, muß es Gründe dafür geben, die weder in dem Merkmal selbst noch in dem vorgestellten, nur in der Vorstellung zunächst existierenden Gruppenszusammenhang liegen.

Hier beginnt nun ein Forschungsbereich der Sozialpsychologie, demgegenüber sie nicht eigentlich zu verstehen ist als Psychologie der seelischen Vorbedingungen oder Ausfolgerungen des Sozialen in den Menschen, sondern als die Untersuchung alles dessen, was die Menschen als zusammenexistierende und zusammenlebende Personen seelisch charakterisiert, ohne „sozial“ aus sinnvollen Formen, Ordnungen, Zusammenhängen usw. dieses Zusammenlebens heraus verständlich zu sein. Diese Sozialpsychologie ist also die Psychologie des Asozialen innerhalb der Menschen in ihrer dennoch unvermeidlichen Bezogenheit aufeinander. Es beginnt der Untersuchungsbereich einer Sozialpsychologie ganz besonderer Art, eben der amerikanischen, wie das Buch von Heintz sie vorführt.

Wir haben diese Feststellung durch eine kurze Zusammenfassung der entsprechenden Forschungsergebnisse zu bekräftigen. Es ist unter dem, was von Heintz analysiert wird, kein Hinweis zu finden, der darauf schließen lassen könnte, daß es sich anders verhält. Dagegen wird manches dadurch auch soziologisch negativ verständlich, wenn man es von dem Gesichtspunkt aus ansieht, der hier angedeutet worden ist. Es ist im übrigen nicht weiter darauf einzugehen, inwieweit die psychoanalytischen Feststellungen nicht in Wahrheit auch nur Reflexe einer sozial negativen Situation in den Menschen formulieren. Es scheint immerhin Tatsache, daß alles, was in dieser Hinsicht von der Psychoanalyse an Fehlentwicklungen im Seelenleben festzustellen ist, sich in weitestem Maß erklären läßt, wenn man davon ausgeht, inwieweit die Herrschaftsstruktur der modernen Welt eine unbefangene und wirklich freie Entfaltung des Menschen unmöglich macht. Wenn man ein leibhaftiges Gegenbeispiel gegen alles das sucht, was an Negativem in der modernen Psyche und Sozialpsyche zu finden ist, dann braucht man sich nur den Herrn von Montaigne vorzustellen. Vielleicht war er der Typus von Persönlichkeit, der mit sich selbst in Einklang und eben darum von innen her auch fähig war, wirklich Europäer im positiven Sinn zu sein.

Es wurde eingangs eine bestimmte Situation in diesem Lande erwähnt, die die Herrschaft des Vorurteils bis zu den abscheulichsten Exzessen verwirklicht gezeigt hat. Es wurde auch vermutet, daß die Gründe vor allem in der gesellschaftlich-geistigen Struktur des Kleinbürgertums zu sehen sind. Die Ergebnisse von Heintz nach der amerikanischen Sozialpsychologie bestätigen dies von ihrer Seite (102 ff.). Als letzte Wurzel der offenkundigen Fehlentwicklung der Sozialgeistigkeit, an deren Ende die ständige Neigung zu sozialen Vorurteilen und eine geradezu allergische Abwehr aller positiv sozialen Wertungen und Auffassungen steht, ist ohne Frage in dem Puritanismus zu suchen, der in den USA von vornherein das Entstehen einer sozialkulturellen Lebensgestaltung verhindert hat. Max Weber hat noch den Versuch gemacht, daraus so etwas wie eine Ethik herzuleiten. Wenn man aber seine Forschungsergebnisse genauer ansieht, ist es doch immer nur die widersinnige Bemühung, aus einer Haltung, die prinzipiell gegen den Menschen (das „Geschöpf Gottes“!) negativ ist und fast alles an ihm ablehnt, was einen positiven Inhalt seines Lebens ausmachen könnte, nun gerade ein „Ethos“ herzuleiten. Es wird ein „innerweltlicher“ Asketismus erzwungen. Das bedeutet aber von vornherein und prinzipiell und in radikalem Gegensatz selbst gegen den schon problematischen Standpunkt Luthers mit seiner Paulinischen Sündigkeitstheorie, daß dem Menschen in der Welt überhaupt keine Chance gegeben ist, positiv gut und wertvoll zu sein und zu leben. Daher kommt es auch, daß es sinnlos oder geradezu widerethisch erscheinen müßte, wenn er das Zusammenleben mit positiven Werten erfüllen und selbst sinnvoll und schön machen wollte. Der Geschäftserfolg, der, nach Max Weber, dann als „Bewährung“ und als Signum der Berufenheit gelten soll, ist doch nichts als ein im höchsten Maß wertloses Surrogat für jede irgend sinnvolle Beziehung der Menschen aufeinander. Wenn es also wirklich einen „Anti-amerikanismus“ gibt, was auch Heintz feststellen zu können meint (114), dann richtet dieser sich gewiß nicht gegen das amerikanische Credo von der Gleichheit der Menschen. Dieses würde auch der Herr von Montaigne sich gewiß zu eigen gemacht haben. Er kann nur jenem Puritanismus gelten, der praktisch eine so völlige Leere des Sozialbewußtseins und des Zusammenlebens und eine Feindschaft gegen alle positiv bestimmenden Lebens- und Kulturwerte mit sich bringen muß, und der mit der humanistisch-christlichen Kultur Europas schlechthin nicht zu vereinbaren ist. Ebenso natürlich gegen jenen Erwerbsfanatismus, der die innere Leere kompensieren soll. In gewisser Weise mag hier auch eine Möglichkeit liegen, eine Abneigung gegen mosaische Auffassungen zu verstehen, die das Geschäftliche allzusehr betonen. Nur ist in dem letzteren Fall nicht zu vergessen, daß es immer nur der Erwerbserfolg war, der jene Teile der jüdischen Bevölkerung, die sich

gesamtgesellschaftlich in einer sich abschließenden ständischen Welt durchsetzen wollten, zur Geltung bringen konnte. Mit dem wirklichen Judentum in seiner positiven Wesensart, seiner Tradition und seiner großen und stolzen Ethik hat dies nicht das mindeste zu tun. Ein gewisser Rückgriff des Luthertums und vor allem des Puritanismus auf die jüdische Religiosität mit ihrem Rigorismus, steht gegen Jesus, der das „Gesetz“ überwunden hat, indem er es erfüllt und durch sein positives Liebesgebot überhört, in radikalem Gegensatz. Der Puritanismus ist das Widerspiel des Evangeliums, von dem her die Sozialkultur und das positive Sozialdenken des Abendlandes ursprünglich geprägt sind. So sieht auch Heintz in dem Puritanismus wesentliche Voraussetzungen mit, von denen her eine sozialnegative Denkweise bis hin zur Tendenz zu sozialen Vorurteilen in der modernen Gesellschaft zu verstehen ist (110 ff.). Das berühmte Buch von Ruth Benedict „Patterns of Culture“, 1934, stellt die Problematik vorzüglich dar und kommt zu analogen Ergebnissen. Selbst wenn man zugeben mag, daß im Anfang im Puritanismus aus einem verschreckten religiösen Denken heraus, das sich der Güte seines Gottes nicht mehr sicher war und vor dem Leben in der Welt zurückscheute, wirklich religiöse Motive lebendig waren, so sind diese praktisch inzwischen nur noch in ihren negativen Ausfolgerungen wirksam geblieben. Alles, was „Frustration“ — warum nicht „Versagung“? — genannt wird und woraus soviel Fehlentwicklungen in der der Psychoanalyse anheimfallenden Seele gewiß mit recht hergeleitet werden (132 ff.), ist schließlich nichts anderes als eine Askese, die sich selbst von einem positiven religiösen Sinn, von der Abkehr von der Welt um des ewigen Seelenheils willen, nicht mehr versteht. Es entwickelt sich von daher wirklich so etwas wie ein „Mechanismus“. Man versagt sich alles, was dem Leben Inhalt und positive Fülle geben kann, um nicht an die „Welt“ verloren zu gehen. Man geht dann aber noch einen Schritt weiter, sogar über den Puritanismus hinaus, dessen religiöse Auffassungen man nicht mehr teilt, und meint, durch derartige Versagungen den Erfolg in der Welt, den Geschäftserfolg erzwingen zu können. Daher jene geradezu dämonische Gewalt des Negativen, deren letzte Konsequenz alle jene negativen sozialen Vorurteile sich gegen jede Vitalität richten läßt, denen der lebensvolle „Neger“ dann zum Opfer fällt, nicht anders als andere Menschenwesen. Das Gegenstück dazu ist dann die völlige Entwertung des Menschen, wie er wirklich ist, jener praktische Antihumanismus — bei allem bildungsmäßigen Nachreden des „Humanistischen“ der antiken Kultur. Der Oberlehrer in Gerhart Hauptmanns „Jungfern vom Bischofsberg“ bekommt dazu schon die passende Antwort, entsprechend dem, was eine gewisse Dame in dem Stück „Moral“ von dem Bayern Ludwig Thoma demonstriert. Die Askese ist nicht mehr Ausdruck der souveränen und wirklich freien Persönlichkeit, die ihren positiven Personen-



wert gegen jede Herabwürdigung bewahrt, sondern der Angst vor der lebendigen Wirklichkeit, die man mit positiven höheren Werten nicht mehr erfüllen kann. Es ist nicht zufällig, daß dieser Puritanismus im sowjetischen Rußland längst auch zur offiziellen gesellschaftlichen Haltung geworden ist<sup>3</sup>. Wenn dann von einer „Projektion frustrierter Wünsche“ (117) als einem Indiz des Vorurteils gesprochen wird, so trifft dies gewiß zu. Ebenso bedingt die, durch eine solche Widermenschlichkeit — bei allem Credo an den Menschen — hervorge-rufene Unsicherheit einerseits die vielberufene und oft diskutierte „Aggressivität“ (102 ff. u. ö.), wie zugleich auch die Tendenz zum „Konformismus“ (145) mit ihrem Konventionalismus. Ein ständiges Moralisieren (130) erscheint dabei als charakteristischer Ausdruck einer profunden Asozialität. Die Persönlichkeit wird um so vorurteilsvoller, je weniger sie in sich ruht, ihrer selbst sicher sein kann und positive Sozialwerte zu verkörpern vermag (142 f.). Wirkliche Solidarität gibt es nicht, insbesondere nicht im „Mittelstand“ (90), der seine eigene innere soziale Negativität und Wertleere dadurch kompensiert, daß er auf andere herabzuschauen allzu geneigt ist (90). Hier liegen auch die letzten Gründe für das Entstehen jenes negativen, weil innerlich leeren Autoritarismus, mit dem die amerikanische Mentalität ebenso wenig fertig wird wie die bolschewistische, die sich rühmt, „den Personenkult abgeschafft“ zu haben. Wir lesen von dem berühmten amerikanischen Psychoanalytiker Fromm zitiert: „Das autoritäre Gewissen ist die Stimme einer nach innen verlegten äußeren Autorität, also der Eltern, des Staates oder was immer in einer bestimmten Kultur als Autorität gelten mag“ (125). Aber diese Autoritäten sind leer! Das ist es, was das „Autoritäre“ so sinnlos macht, auch wenn formalmoralistische Prinzipien (117) von solchen Autoritäten dann herbeigezogen werden, um diese Leere zu verdecken und auch „sozial“ eine Legitimation vorzutäuschen. Das ist es, was jenen ständigen Protest und jene permanenten Revolten, insbesondere auch der Jugendlichen, forciert, die dann am Ende „kriminell“ werden<sup>4</sup>. Auch wenn von manchen eine gewisse Form der neuen Gesellschaft als „menschlicher Dschungel“ aufgefaßt wird (32), kann eine „generelle Bereitschaft“ zur Kooperation vorhanden sein. Nur fehlt es an der rechten Zielsetzung.

Auch der große amerikanische Psychologe Fromm stellt fest, wie wir an der gleichen Stelle lesen: „... die Vorschriften des autoritä-

<sup>3</sup> Hermann Pörzgen, „So lebt man in Moskau“, 1958.

<sup>4</sup> Vgl. hierzu „Die Junge Generation“, Sammelband, Nürnberger Abhandlungen zu den Wirtschafts- und Sozialwissenschaften, 1953, Verlag Duncker und Humblot, und neuerdings die höchst instruktiven Untersuchungen, vor allem auch aus den USA, in: „Soziologie der Jugendkriminalität“, herausgegeben von Peter Heintz und René König, Sonderheft 2 der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie.

ren Gewissens werden nicht durch eigene Werturteile bestimmt, sondern ausschließlich dadurch, daß seine Forderungen und Tabus durch die Autorität selbst ausgesprochen werden.“ Das ist es, was genau die innere Situation des „Führerstaats“ des Nationalsozialismus charakterisiert. Und weit über das „Moralische“ hinaus ist dann jene sonst schwer zu deutende Ambivalenz verständlich, die mit der „Egoschwäche“ verbunden ist: „Starrheit und extreme Beweglichkeit, wie sie zum Beispiel in der starken Modeabhängigkeit der Autoritäten zum Ausdruck kommt, übermäßige Vorsicht und eine Tendenz zu impulsiven Kurzschlußhandlungen, als welche die frustrierten Reaktionsweisen gedeutet werden können, starke Kontrolle und chaotisches konfuses Verhalten, Ordnungsliebe und Übereinfachung sowie Stereotypie, Vereinzeln und Bereitschaft zur Selbstaufgabe, Mangel an Differenzierung und Hang zum willkürlich ausgewählten konkreten Detail, Unterwürfigkeit gegenüber mächtigen Autoritäten und Resentiment gegen die Autorität, Betonung der Männlichkeit und Neigung zur Passivität“ (147). Es ist wirklich sehr viel von der amerikanischen Sozialpsychologie zu lernen!

Das Bedenkliche der Wirkung sozialer Vorurteile im Zusammenleben liegt aber nicht nur darin, daß in ihnen eine Unzulänglichkeit der Person zum Ausdruck kommt. Das vorurteilsvolle Denken schafft darüber hinaus jene sozial negativen Erscheinungen, die abzuweisen es sich namens jener sozialen Gesinnungen großtut, deren eigentliche Intentionen es nicht versteht oder nicht wahrhaben will. Es ist Ausdruck jener Selbstvergiftung des Sozialdenkens, dessen Heilung zu sein es behauptet, und es kann so sehr ansteckend in die Mitwelt hinauswirken, daß eine Epidemie entsteht. Wie aktuell die Problematik der „sozialen Vorurteile“ auch oder gerade in dieser Gegenwart ist, könnte an manchen Beispielen nachgewiesen werden. Wir ziehen es vor, auf diese nicht einzugehen, sofern sie den engeren Lebenskreis in diesem Land betreffen. Statt dessen mag ein Beispiel noch herangezogen werden, an dem mit überraschender Deutlichkeit klar wird, welche unausgesprochene geradezu systematische Logik in den sozialpsychologischen Phänomenen und Analysen liegt, die das Buch von Heintz zusammenstellt.

Der berühmt gewordene Roman „Griechische Passion“ von Kazantzakis, der auch einmal Sozialminister seines Landes gewesen war, schildert ein Sozialschicksal, an dem in seiner klar durchdachten und dichten Darstellung charakteristische Erscheinungsweisen und Folgen des „sozialen Vorurteils“ abgelesen werden können. Dieses Werk ist ein Dokument dessen, was Goethe die „exakte Phantasie“ nennt. Die Schilderung hat Wahrheit in einer Weise, die weit über das hinausgeht, was die sich naturwissenschaftlichen Me-

thoden und rechenhaften Konstruktionen häufig zuwendende Sozialpsychologie sonst bevorzugt, um zu Erkenntnissen zu gelangen<sup>5</sup>. Zwei Phänomene stehen im Hinblick auf unseren Bericht im Mittelpunkt. In dem ersten wird dargestellt, wie eine Person durch das „soziale Vorurteil“, dem sie sich plötzlich in ihrer Mitwelt gegenüberieht, selbst in das verwandelt wird, das zu sein ihr von dem Vorurteil zu unrecht vorgehalten wird. Das andere schildert, wie eine Gruppe von Personen, die in eine ihnen bislang fremde Umgebung durch ein grausames Schicksal hineingezwungen wird, dort zunächst vergebens namens der gleichen sozialen Postulate und Werte, wie sie von dieser Mitwelt bislang vertreten werden, um Heimat und Hilfe bittet, um aber alsbald zu erfahren, wie Interessen, die real und praktisch genau das Gegenteil der offiziell vertretenen Ethik mobilisieren, diese Ethik selbst in ihr Widerspiel verkehren. Auf diese Weise erscheinen dann alle „christlichen“ Forderungen als Vorwand für extrem widerchristliches Verhalten und werden als dieses auch tatkräftig durchgesetzt. Statt Gegenstand der Liebe und der Hilfe zu werden, sehen sich die unerwünschten Eindringlinge verfehmt und verfolgt — namens der christlichen Ethik, zu der sie selbst sich bekennen.

Folgendes ist aus dem Gang der Handlung herauszulösen. In einem neugriechischen Dorf stehen die Passionsspiele vor der Tür. Von den Honoratioren, dem wohlhabenden Priester, dem Vertreter des Militärs, dem Bürgermeister, werden die Spieler ausgewählt. Sie werden, als eine Elite, gewürdigt, das heilige Spiel vorzuführen. Sie werden vorgeladen, um mit der Ehre vertraut gemacht zu werden, die ihnen zuerkannt worden ist. Jedem wird seine „Rolle“ bekannt gegeben. Nun beginnt die Verwandlung. In der Auswahl drückt sich zugleich auch ein Urteil über die Persönlichkeit aus, die als für die einzelne Rolle geeignet angesehen wird. Das Spiel ist heiliges Spiel. Es erscheint in ihm symbolhaft der Wesensgehalt der eigenen Lebenswelt, die eine christliche sein will. Es gibt in dieser Welt nicht nur den „Christus“, sondern auch den „Judas“ und die „Maria Magdalena“. Es muß etwas in der ausgewählten Person sein, das sie zu einer Figur geeignet macht, wenn ihr diese Rolle zugeteilt wird. Der Spieler des „Jesus“ wird dadurch, daß er für diese Rolle würdig angesehen wird, über sich selbst hinausgehoben. Er steigert sich über sich hinaus und „wird“ etwas von dem „Erlöser“. Die „Maria Magdalena“ fügt sich in ihre Rolle — ihr Leben und ihr Ruf im Dorf widersprechen dieser nicht. Schließlich findet sie ja auch ein gnadenvolles Wort von dem „Jesus“, das sie entschönt. Aber der „Judas“ ist tief betroffen. Es muß etwas

---

<sup>5</sup> Vgl. Peter R. Hofstätter, „Sozialpsychologie“, Berlin 1956 (Götschen). Zu vergleichen ist auch, was der gleiche Autor in seinem Band „Psychologie“ (Fischer-Lexikon) über den „Sozialisierungsprozeß“ ausführt!

in ihm sein, das böse ist — und indem ihm widerfährt, daß er die böse Gestalt schlechthin verkörpern soll, tritt dieses Böse in sein Bewußtsein ein: er wird böse. Der „Christusmörder“ (Heintz, 66) wird unter der Einwirkung des Vorurteils, das ihm nunmehr von der Mitwelt als Träger der Rolle des „Judas“ entgegengebracht wird, im Verlauf der Schicksale um das „Spiel“ zum wirklichen Mörder: „Self-fulfilling-Prophecy“ (35). — Mit diesem Schicksal verschlingt sich ein anderes. Die Türken vertreiben die Bewohner eines griechischen Dorfes. Diese kommen als „Flüchtlinge“ in das durchaus nicht arme Dorf. Sie werden von einem armen, aber glaubensstarken Priester angeführt. Er bittet für die ihm Anvertrauten um das Notwendigste. Der reiche, ortsansässige Priester sieht sich nicht gern an seine Christenpflichten erinnert, und die Bauern um so weniger, je reicher sie sind. Nur ein paar Jüngere, unter ihnen der „Jesus“ des Passionsspiels, wissen sich gern und freudig zur Hilfe aufgerufen. Die Flüchtlinge werden abgewiesen und ziehen in eine Bergeshöhle. Ein mutiger junger Bauer, Sohn des reichsten Besitzers, schenkt ihnen das Land, das er bei dem Tode seines Vaters erbt. Nun organisieren die Besitzenden, an der Spitze die Honoratioren und der Priester, den Widerstand dagegen, daß die „Flüchtlinge“ in das Dorf auf den ihnen geschenkten Besitz einziehen. Alle Macht der Vorurteile wird geweckt. Gerade sie sind keine rechten Christen. Die Hilfesuchenden sind am Ende — „Bolschewisten“. Nach einer furchtbaren Katastrophe, an der sie unschuldig sind, werden die Flüchtlinge gezwungen, weiterzuziehen.

Wie eine Beschreibung jenes Judasschicksals klingt es, wenn Heintz schreibt: „Im sozialen Verkehr zwischen Menschen sind bekanntlich Kräfte am Werk, die den einzelnen dazu veranlassen, gegenüber den Mitgliedern von Gruppen, denen er selbst angehört, eine Rolle zu spielen, die in Übereinstimmung steht mit den Erwartungen, die der andere von ihm hegt“ (35). Sind die Erwartungen negativ, so entsteht der zum Bösen führende „soziale Prozeß“. — Das Verhalten der Dorfgemeinde gegenüber den „Flüchtlingen“ mit seinen „sozialen Vorurteilen“ wird in dem Roman mit beispielhafter Deutlichkeit dargestellt als „Angriff gegen die Schwachen“ (Heintz, 102 ff.). Die „Minorität“ (106) der „Flüchtlinge“ ist von vornherein unterlegen. Ihr bloßes Auftauchen als arme Christen unter Führung eines asketischen Priesters gefährdet den satten Wohlstand der Auch-Christen und macht diesen die Gefahr deutlich, daß sie sich nunmehr im Sinne ihrer eigenen „Moral“, die sie „äußerst strikt und intolerant“ anwenden (117), etwas versagen müßten. Dagegen reagieren sie mit bösartiger Feindschaft („Frustrations-Aggressions-Hypothese“, 104). Es werden Vorurteile gegen die Eindringlinge entwickelt, die diese nicht mehr als das erscheinen lassen, was sie wirklich sind, armselige ver-

folgte — Menschen, sondern als „unheimlich und drohend“ (106). Darin liegt eine „Rationalisierung der eigenen Angst“ (107), denn die „Flüchtlinge“ sind in Wahrheit auch bessere Christen. In dem reichen Priester wirkt offenkundig die „Egoschwäche“ (108). Er tritt auf als „autoritäre Persönlichkeit“ in seiner „Rolle“ als Priester, gekennzeichnet „durch ein relativ schwaches Ego und durch ein ausgesprochen autoritäres Superego“ (141). Die „Flüchtlinge“ werden aus Verfolgten mit Hilfe von „Klischees“ umgedeutet in Abgesandte einer bösen Macht. Ihre unfreiwilligen Gastgeber fühlen sich je nachdem in ihrem „Streben nach Macht“ (Statthalter), nach „wirtschaftlichem Erfolg“ (Bauern) oder nach „freierem Triebleben“ (Bürgermeister) „frustriert“. Sie sind „nicht bereit . . ., die Verantwortung für diese Frustration selbst zu übernehmen“ und suchen sich an der Gruppe der anderen „für den eigenen Mißerfolg zu rächen“ (110). Das Romanwerk von Kanzantzakis, des einstigen Sozialministers und Dichters, hat eine vollendet überzeugende Beweiskraft für die sozialpsychologischen Analysen, die aus einer, oberflächlich gesehen, ganz anderen Sozialwelt stammen. Es bedarf keiner Tests oder der Statistik, um solche wirklichen sozialpsychologischen Einsichten zu beweisen. Die Lebensanschauung ist der glaubwürdigste Beweis. Sie ist freilich nicht jedem geschenkt.